

Die Evidenz der Phänomene

HEINZ BUDE

Der erkenntnistheoretische Fehlschluss

Es zeugt heute von einem erkenntniskritischen Bewusstsein, wenn man zu verstehen gibt, dass man die Dinge immer nur durch die Brille sieht, die man sich aufgesetzt hat. Beobachtungen sind abhängig von Begriffen, Daten von Theorien und Erkenntnisse von Weltbildern. Nichts, aber auch gar nichts unter der Sonne, ist uns unmittelbar und unvermittelt gegeben. Deshalb sollen Studienanfänger zuerst erkenntnistheoretisch diszipliniert werden, damit ihnen in Fleisch und Blut übergeht, dass man nur sieht, was man sieht, und nicht sieht, was man nicht sieht. Darin sind sich die wieder erstarkten Anhänger Poppers, die gelehrigen Schüler der Systemtheorie und all die freudigen Erben Kants einig. Wissenschaftliches Denken beginnt mit der kritischen Infragestellung dessen, was man zu sehen glaubt und zu sagen meint.

Das ist freilich nicht allein ein Gebot wissenschaftlicher Kritikfähigkeit, sondern auch eines gesellschaftlicher Toleranzbereitschaft. In einer modernen, funktional differenzierten und plural verfassten Gesellschaft kann niemand für sich in Anspruch nehmen, zu sehen, was zu sehen ist, und zu sagen, was zu sagen ist. Die Behauptung privilegierter Zugänge zur Wirklichkeit ist verdächtig, und nicht selten wird der Wahrheitsbegriff selbst für ein gefährliches Konstrukt mit totalitären Tendenzen gehalten. Die ›liberale Ironikerin‹ scheint das letzte Wort zu haben, weil sie alle letzten Worte in Frage stellt. Richard Rorty plädiert für eine Erkenntnistheorie jenseits der Erkenntnistheorie, um klar zu stellen, dass Demokratie im Zweifelsfall wichtiger als Philosophie ist.

Sich derart im Einklang mit dem westlichen Denken wägend hat sich eine jüngere Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in den Human-, Sozial- und Geisteswissenschaften aufs ansatzbezogene

Denken zurückgezogen. Weil nur zu sehen ist, was man zu sehen glaubt, ist das Operieren mit den Ansätzen wichtiger als die Arbeit an der Wirklichkeit. Beobachtungen referieren auf Beobachtungen, Theorien reagieren auf Theorien, Wissenschaft generiert Wissenschaft. Warum soll ich noch glauben, dass etwas da draußen der Fall ist und gar etwas in dem Schleier steckt, wo doch aus der Selbstreferenz des wissenschaftlichen Wissens kein Ausweg ist. Es liegt daher nahe, einen Erfolg versprechenden Ansatz zu wählen und im Verein mit anderen, die man zitiert und die einen zitieren, ein empirisches Universum aufzubauen, in dem man plausible Abhängigkeiten eruiert. Warum man einen Ansatz wählt, ist dabei im Prinzip gleichgültig. Man nimmt, was gerade en vogue sind und wofür Forschungsgelder zu gewinnen sind, und bastelt so sich eine wissenschaftliche Karriere zusammen.

Deshalb erntet nur überraschte Blicke, wer sich der Frage nicht enthalten kann, warum denn der eine Ansatz dem anderen vorzuziehen sei oder auf welche Probleme Ansätze antworten oder welche Phänomene einen zu welchem Ansatz nötigen. Es scheint für diese erkenntniskritische Generation kein Fenster zu geben, das aus der Welt der Ansätze herausführt, weil der Blick auf die Wirklichkeit für eine erkenntnistheoretische Illusion gehalten wird. Man feiert dann gerne die Pluralität von Ansätzen, ergeht sich im Theorievergleich und kann am Ende nur mit Ressentiment auf Anfragen aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit reagieren, wozu man denn nun eigentlich die Soziologie brauche.

Der phänomenologische Impuls

Diese Situation erinnert an den Anfang des 20. Jahrhunderts, als Edmund Husserl mit seinem Schlachtruf »Zurück zu den Sachen« die Welt der Philosophie in Unruhe versetzte. Im Vorwort zu seinem zweiten Band der ›Logischen Untersuchungen‹ von 1901 heißt es:

»Wir wollen uns schlechterdings nicht mit ›blossen Worten‹, das ist mit einem bloss symbolischen Wortverständnis, zufrieden geben [...]. Bedeutungen, die nur von entfernten, verschwommenen, uneigentlichen Anschauungen – wenn überhaupt von irgendwelchen – belebt sind, können uns nicht genug tun. Wir wollen auf die ›Sachen selbst‹ zurückgehen« (1980: 5f.).

Man muss die Stelle genau lesen, um zu erkennen, dass dieser Rückgang zu den »Sachen selbst« nicht als objektivistische Beendigungsprozedur, sondern ganz im Gegenteil als ein diskursiver Öffnungsimpuls gemeint war. Das »Prinzip aller Prinzipien« sollte darin bestehen, dass das, was sich zeigt, »einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber auch nur in den Schranken, in denen es sich da gibt« (1976: 51). Vom »Da«, das Hei-

degger dann ins »Dasein« brachte, ist also schon am Beginn der »phänomenologischen Bewegung« (Spiegelberg 1984) die Rede. »Da« heißt, dass ein selbstbezügliches System von Aussagen und Ansichten sich auf etwas hin öffnet, was weder negiert noch dementiert werden kann. »Da« meint eine Wirklichkeit, die sich gegen ein vorstellendes Denken zur Geltung bringt.

Helmuth Plessner erinnert sich, wie Husserls Maxime auf die junge intellektuelle Generation von damals wirkte:

»Wir wollten damals aus dem gelehrten Trott akkumulierenden Wissens ausbrechen und die Last des Epigontums abwerfen, die den Blick in offene Möglichkeiten verdeckte. Die Welt sehen, wie sie ist, einfach und direkt, ohne Vorurteile und Theorie, in der Art des Naturwissenschaftlers, der zwischen sich und die Dinge nur die Frage legt und nicht unter Bergen von Literatur erstickt« (1985: 346).

Der unverstellte Blick auf die »Sache selbst« bedeutet also Ausbruch, Abwurf, Anschauung, frische Luft und freier Raum. Es ging, wie Plessner hinzufügt, methodisch um die Rehabilitierung einer vergessenen Haltung und einer verschütteten Perspektive. Phänomenologische Wissenschaft sollte ›Wirklichkeitswissenschaft‹ und ›Erfahrungswissenschaft‹ in einem emphatischen, aber strengen Sinne sein. Als unwirklich und erfahrungsfremd wurde ein Hantieren mit starren Konstruktionen und vollständigen Systemen angesehen. Die »Sache« steckt im Einzelnen und erfordert eine unendliche Treue. »Da« konnotiert Berührbarkeit, Anschaulichkeit und Plötzlichkeit – und zwar, wie Max Scheler erklärt, »ganz gleichgültig, ob es sich dabei um Physisches oder Psychisches, um Zahlen oder Gott oder sonst etwas handelt« (1986: 380).

Der phänomenologische Impuls beruht auf einem naiv erscheinenden Vertrauen darauf, dass die Wirklichkeit so in Erscheinung tritt, wie sie ist. ›Wirklichkeit‹ ist dabei ein evokativer Begriff, der den cartesianischen Dualismus von Ich und Welt, von Innen und Außen, von Subjekt und Objekt unterläuft. Das Bewusstsein freilich, dem diese Wirklichkeit sich mitteilt, ist nicht durch Schemata festgelegt und durch Reflexion geschlossen, es ist vielmehr durch und durch Transzendenz. Der politische Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty stellt rigoros fest: »Es ist die Natur der Akte des Ichs, sich selbst zu übersteigen. Eine Intimität des Bewußtseins gibt es nicht« (1974: 429).

Die Momente der Erfahrung

Was kann uns dieser phänomenologische Impuls heute noch sagen? Sicher kann man nicht wie Scheler ein »zielbestimmtes Denkverfahren über Tatsachen« (ebd.) dem »unmittelbarsten Erlebnisverkehr mit der Welt« (ebd.) gegenüberstellen. Man kann sich aber mit Heidegger fragen, wie ein Phänomen sich uns darbietet, das unser Weltbild in Frage stellt. Der Fundamentaldenker geht den Weg über die Sprache und entdeckt in der Etymologie des Phänomenbegriffs eine Bewegung des ›Sichzeigens‹:

»Phänomen ist also das, was sich zeigt, als sich zeigendes. Das heißt zunächst: es ist als es selbst da, nicht irgendwie vertreten oder in indirekter Betrachtung, und nicht irgendwie rekonstruiert« (1988: 67).

Dafür gibt es den Begriff der ›Erfahrung‹. Eine ›Erfahrung machen‹, heißt, dass einem etwas über die Wirklichkeit aufgeht, was einen selbst betrifft. In der Erfahrung steht nicht das Ich einer Welt gegenüber, es zeigt sich vielmehr, was es heißt, das Alleinsein zu erleben, die Versuchung zur Gewalt zu spüren oder die Unbekümmertheit auszukosten. Das ist nichts Subjektives, von Fall zu Fall Unterschiedliches, sondern es handelt sich um Erfahrungen, die etwas über die menschliche Wirklichkeit an den Tag bringen.

Es sind genau genommen drei Momente, die zusammen auftreten, wenn man eine Erfahrung macht:

Das erste Moment kann man die ›Fatalität‹ eines Phänomens nennen. Man wird durch ein Widerfahrnis auf den Grund gesetzt und es geht einem, wie Karl Löwith formuliert hat, der »Gegenstand in der eindeutigen Fatalität seines Wesens« (1985: 52) auf. Im Bruch der automatisierten Erwartungen taucht auf, was uns trifft.

Das zweite Moment besteht in der ›Totalisierung‹ dieses kleinen Risses in der Mauer. Plötzlich wechselt die intentionale Ganzheit von Kognition, Emotion und Motivation: Man hat Schmerzen, verspürt Müdigkeit, empfindet Freude, überlässt sich der Wohligkeit, richtet sich auf in der Gespanntheit, verliert sich in der Exaltiertheit.

Das dritte Moment ist die ›Existentialität‹ des Phänomens. In der Erfahrung, dass sich etwas zeigt, so wie es sich zeigt und nur soweit es sich zeigt, wird man sich selbst fraglich. Wer eine Erfahrung macht, wird insofern ein anderes, als er sich hat fragen müssen: Was berührt mich da? Was bedeutet das für mich? Wer will ich sein?

So wird eine Situation des Selbst thematisch, die den psychischen Immanentismus des Ichs für eine objektive Perspektive der Welt öffnet.

Literatur

- Heidegger, Martin (1988). Gesamtausgabe. Bd. 63, Abt. 2: Vorlesungen 1923 – 1944: *Ontologie (Hermeneutik der Faktizität)*. Frankfurt/Main: Klostermann.
- Husserl, Edmund (1976). *Husserliana III: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Forschung*. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1980). *Logische Untersuchungen*. Bd. 2, 1: *Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Tübingen: Niemeyer.
- Löwith, Karl (1985). *Sämtliche Schriften*. Bd. 3: *Wissen, Glaube, Skepsis*. Stuttgart: Metzler.
- Merleau-Ponty, Maurice (1974). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Plessner, Helmuth (1985). *Schriften zur Philosophie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Scheler Max (1986). *Schriften aus dem Nachlaß*. Bd. 1: *Zur Ethik und Erkenntnislehre*. Bonn: Bouvier.
- Spiegelberg, Herbert (1965). *The Phenomenological Movement: A Historical Introduction*. 2 Bde. Den Haag: Nijhoff.

